Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 33 (1929-1930)

Heft: 1

Artikel: Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen : die Erlebnisse vier Schiffbrüchiger in der Polarnacht [Fortsetzung folgt]

Autor: Hiltbrunner, Hermann

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661918

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXIII. Jahrgang. Zürich, 1. Oktober 1929. Heft 1

Gruß

zur Eröffnung des neuen Jahrgangs.

Von Ernst Eschmann.

Der Herbst ist da. Die goldnen Tage lachen.
Weit spannt der Himmel seinen blauen Bogen.
Darüber kommt die Sonne kühn gezogen,
Die letzten Gluten eilig anzufachen.
Schon regnen laut die Birnen aus den Ästen.
Aus prallen Beeren tropft der süße Wein.
In allen Winkeln jauchzt's von Freudefesten,
Der schwere Erntewagen rollt herein.

Der Erntewagen! Öffnet ihm die Türen!
Wie sind die Früchte rund und wohl geraten!
Ihr alle seid bei uns zu Gast geladen,
An unsern Herd, wo wir ein Feuer schüren,
Das nie erlischt. Die Kunst auf lichten Schwingen
Hebt euch empor aus grauer Wirklichkeit.
In allen Liedern, die euch hold erklingen,
Verrinnen wie ein Wölklein Raum und Zeit.

Und brausen Stürme durch die harten Tage,
Und schüttelt euch das Leben ohn' Erbarmen,
In unsrer Hut mögt ihr getrost erwarmen,
Und wo auch noch ein stiller Kummer nage,
Er ist entflohn! Und mit ihm fliehn die Stunden.
Du fühlst dich leicht, von lichtem Glück umhegt.
Im Reich des Schönen heilen sanft die Wunden,
Die dir der Alltag unerbittlich schlägt.

Ein schweizerischer Robinson auf Spitzbergen.

Die Erlebnisse vier Schiffbrüchiger in der Polarnacht.

Einem Tagebuch nacherzählt von Hermann Hiltbrunner.

Einleitung.

Zu einer Zeit, da dem Menschen unsere Erde noch größer vorkam als heutigentages, ja, zu jener Zeit, da eine Weltumsegelung noch eine Seltenheit war und da die Pole noch unentdeckt und die arktischen und tropischen Inseln und Kontinente noch nicht völlig erforscht waren — in jener glücklichen Zeit wurde der Held dieser Schicksale und Abenteuer geboren.

Er heißt Walter Lüthy. Im Jahre 1870 erblickte er im Thurgau das Licht der Welt, wie wir so großartig zu sagen pflegen. Heute lebt er in Bern und ist ein gemütlicher Mann, dem man die Strapazen seiner 55 Jahre nicht an-

sieht. Zwischen seinem ersten und letzten Aufenthaltsort — du lieber Himmel, wieviele Stationen mögen dazwischen liegen!

Nein, keiner, der ihn eilig und lebhaft durch sein Teerestaurant gehen sieht, vermutet, daß dieser Herr Lüthy ein so weitgereister Mann sei und solche Mühsale ertragen habe, wie sie ihm der Unglückswinter 1902/03 brachte. Keinem Menschen erzählt er davon. Aber er hat aufgeschrieben, was er mit seinen Gefährten in der langen arktischen Nacht auf Spitzbergen hatte aushalten müssen. Ohne große Worte, einfach, geradlinig erzählt er in seinem Tagebuch davon. Er hat mir die Erlaubnis erteilt, seine Aufzeichnungen zu bearbeiten.

Walter Lüthy ist ein Mann, der in den acht Jahren Elementarschule vielleicht nicht völlig gelernt hat, orthographisch richtig zu schreiben oder großartige Sätze zu bauen, aber er hatte dennoch helle Augen und einen gesunden Menschenverstand. Er war und ist tüchtig in seinem Fach, tüchtig in mehr als nur einer Hinsicht und schnell entschlossen im Unglück, und damals waren diese Eigenschaften mehr wert als bloße Tüchtigkeit im deutschen Aufsatz.

Gut, er schrieb da seine Abenteuer auf und verstieß gegen die einfachsten Regeln der Grammatik, und seine Rechtschreibung ist geradezu herzzerreißend zu nennen — aber er hat, er hat wirklich und wahrhaftig und am eigenen Leibe etwas erlebt, und darum konnte er auch erzählen. Denn Erzählen ist nur leicht, wenn man etwas zu erzählen hat. Aber man muß auch ein gewisses Talent haben, Situationen zu begegnen, die voller Begebenheit und handgreiflicher, herzhafter Tatsachen sind — oder vielleicht nicht Talent, aber Mut, selbstverständlichen Mut, Tatkraft, Eigenbewegung.

Um die Jahrhundertwende gab es noch etwas mehr Romantik als in unsern Tagen. Denn Vielem hat der Krieg ein Ende gemacht, viele Verhältnisse hat er gefestigt, andere gelockert und aufgelöst, und was früher zur Hauptsache eine Frage der Entschlußfähigkeit und des persönlichen Mutes war, ist heute zur bloßen Geldfrage herabgesunken.

Aber da ist nun unser Walter Lüthy. Siebzehnjährig zieht er hinaus in die Welt als Hotelkoch. Zwei Saisons vergehen, und sein Beruf scheint ihm wenig abwechslungsreich. Er entschließt sich, als Schiffskoch nach Amerika zu fahren, und weil er hiezu entschlossen ist, gelingt es ihm auch. Nach mehreren Hin- und Herfahrten zwischen England und Amerika wird er Küchenchef in einem Hotel auf Irland, dann Küchenchef in einem Emigrantenhotel in Liverpool, einem Hause der „White-Star-Line", in dem oft mehrere hundert Personen des Essens warteten. Wieder fährt er nach Amerika und wird Koch auf einem Vergnügungsdampfer, der eben eine Mittelmeerreise antreten will. Er sieht die Azoren, die kanarischen Inseln, Algier und Malta. Vor Alexandria rettet er einigen Menschen das Leben, als das Boot, das Passagiere vom Land an das Schiff brachte, infolge Seegangs und unsinnigen Verhaltens (alle Passagiere begaben sich im kritischen Moment auf dieselbe Seite) umkippte. Er sieht Palästina, Smyrna, Konstantinopel, das Schwarze Meer, entrinnt in Odessa der russischen Polizei und sieht Athen, Messina, Palermo, Neapel und Nizza, kommt in Monte Carlo mit den feinsten und schlechtesten Leuten der damaligen Neuzeit zusammen.

Dann landet er wieder in England, macht eine Saison in Irland, er hat gelernt und ist tüchtig geworden und wird bald da, bald dort aufgeboten, zu Anlässen, an denen sogar König Eduard teilnimmt. Dann wird er Lord-Koch auf Anglesy-Castel in Schottland, und ein Fürstenleben beginnt. Es dauert ein Jahr. Da stirbt der Lord, und unser Walter Lüthy reist wieder nach Amerika.

Er hat ein Glück wie ein Sonntagskind. Im Januar 1901 bekommt er auf der Yacht „Greta", auf der ein Herr Vanderbilt eben eine Reise um die Erde antreten will, eine neue Stelle. Wieder durchfährt er das Mittelmeer, und diesmal geht die Reise durch den Suezkanal nach Aden, Sansibar, Mozambique, nach der Delagoa-Bay und nach Durban. Von hier fährt „Greta" nach Australien: nach Fremantle, Melbourne und Sydney. Dann nach Neu-Guinea, Hong-Kong und Yokohama. Wo es dem Herrn Vanderbilt am besten gefällt, werden längere Aufenthalte gemacht.

Es folgt die lange Fahrt über den stillen Ozean. Die einzige Station ist Honolulu. Dann landet man in San Franzisko. Und nun wird sogar noch Süd-Amerika umschifft: ein Stück der Magalhaesstraße befahren, das Kap Hoorn umsegelt und in Buenos Aires, dann in Colon Halt gemacht.

Mehr als ein Jahr hat die Herrlichkeit gedauert, und im Februar 1902 wird unser Abenteurer in New York entlassen.

Und nun will ich, nachdem Du, lieber Leser, ungefähr weißt, was der Mann alles schon gesehen hat, ihm selbst das Wort überlassen. Erstaune nicht, daß Walter Lüthy als naiv-praktischer Mensch beim Erzählen das Hauptaugenmerk auf das richtet, was geschieht, und von dem, was er fühlt oder andere fühlen, nichts sagt.

Um das, was er bisher erlebt und gesehen hat, dürfen wir beide, Du und ich, diesen Mann beneiden. Das, was nun folgt, ist aber durchaus kein beneidenswertes Los, und weder Du noch ich, keiner von uns kann wünschen, von nun an in seinen Schuhen zu stecken, wenn er weiß, wie übel ihm die Gewalten der Natur mitgespielt haben.

Hören wir, was Walter Lüthy uns zu erzählen weiß.

I.

Der Schiffbruch.

In New York hatte ich nur den einen Wunsch, sofort ein Schiff zu besteigen, um nach Liverpool zurückzufahren. Bezahlen wollte ich natürlich nicht, und deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten, bis sich eine Gelegenheit böte, frei nach England fahren zu können. Und ja: die Gelegenheit zeigte sich.

Ich fragte auf einigen Frachtdampfern nach Arbeit und siehe da: ich hatte Glück, wurde auf der „Greenland" als Koch engagiert und befand mich bald auf dem Wege nach Glasgow in Schottland.

Nicht daß auf der „Greenland" etwa alles wunschgemäß gewesen wäre — aber ich durfte ja nicht allzu delikat sein. Die Fahrt dauerte auf einem solchen Kasten auch etwas länger. Aber immerhin: nach elf gemütlichen Tagen fuhren wir in den Clyde-Kanal ein, der die größte Handels- und Schiffahrts-Stadt Schottlands mit der irischen See verbindet.

In Glasgow machte ich Bekanntschaft mit einem Walfischfängermatrosen, der jedes Jahr in die Arktis gefahren und immer mit schönem Gewinn zurückgekehrt war. Er erzählte mir, daß er oft schon, wenn das Glück ihm hold gewesen war, nach beendigter Fahrt in Glasgow mit 300—500 Pfund ausbezahlt worden sei. Das wäre doch ein Lohn, wenn man bedenke, daß die ganze Expedition selten fünf, gewöhnlich vier, in guten Fangjahren sogar nur drei Monate daure, sagte er. Allem Anschein nach sei auch dieses Jahr sehr günstig, da die Schneeschmelze ziemlich früh eingesetzt habe.

Ich war mit einemmal begeistert für die ganze Sache und ließ mich von Mac Kenna — so hieß der Mann — nach dem Schiff „Good Hope" führen, wo er mich dem Kapitän vorstellte.

Herr Kapitän Wood war in seiner Art durchaus namensgemäß[1]): ein großer, bäumiger, schroff aussehender Geselle, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er schon vielen Stürmen standgehalten hatte.

Ich brachte ihm mein Anliegen vor und bot ihm an, als Küchenchef mitzufahren, falls er noch keinen solchen eingestellt habe.

Erst musterte er mich von oben bis unten, dann fragte er mich, woher ich käme. Ich sagte, ich sei Schweizer und das kalte Klima mache mir nichts aus.

Nach vielen Fragen und Antworten sagte der Kapitän: „Ja, alles wäre recht und gut. Ich befürchte nur eins: Sie sind nicht allzu groß, und da ist wohl Ihre Körperkraft nicht zu groß?"

Darauf erzählte ich von der Arbeit, die ich in New York verrichtet hatte, als ich ohne Stelle war und wochenlang Gefrierfleisch verladen hatte. „Wer diese Arbeit aushält, dem fehlt es sicher nicht an Kraft," schloß ich.

Nun, da ich wußte, daß er mich doch gebrauchen konnte, galt meine nächste Frage der Lohnangelegenheit.

Der Kapitän antwortete: „Für einen tüchtigen Mann habe ich bisher 300 £ Sterling bezahlt und ihm je nach dem glücklichen Fang eine entsprechende Gratifikation ausgehändigt."

Ich war mit allem einverstanden und ließ mich sofort engagieren.

Auf ersten Mai war unser Aufbruch vorgesehen; aber bis dahin gab es noch verschiedenes zu erledigen. Sowohl für das Schiff als auch für unsere eigene Person fehlte es nicht an Vorbereitungen.

Ich kaufte mir eine Menge warmer Kleidungsstücke, ferner gute, schwere Schuhe und genügend Munition für meinen Revolver, da sich auf solchen Fahrten immer etwas zum Erlegen zeigt.

Gerade als ich Patronen kaufte, traf ich mit dem Kapitän zusammen, welcher eben auch eine Menge Patronen für sein Mausergewehr kaufte.

---

[1]) engl. wood = Holz.

Auf dem Heimwege erzählte er mir, daß er auf jeder Fahrt nebenbei einige Seehunde und Seelöwen geschossen und für die Felle immer ein gutes Geld erhalten habe.

Das weckte auch in mir die Jagdlust, und ich entschloß mich augenblicklich, auch noch ein Gewehr zu kaufen. Der Kapitän, dem ich mein Vorhaben mitteilte, bot mir aber sogleich eines der seinigen an und sagte: „Alles, was Sie noch brauchen, ist Munition."

Am Tage darauf kaufte ich solche und legte sie zu den vorher angeschafften Dingen. —

Nahezu vier Wochen dauerten die Vorarbeiten zu unserer Nordfahrt. Aber es wurde Mai, und am zweiten Maitag verließen wir den Hafen, um Nord-Schottland zu umschiffen und zunächst nach Island zu fahren.

Ich hatte als Chef, Koch und Bäcker ordentlich Arbeit, da die ganze Besatzung aus 14 Mann und der jungen Frau des Kapitäns bestand.

Die Frau Kapitän war mir in der Küche hie und da etwas behilflich, besonders, wenn ich Kuchen oder sonstiges süßes Backwerk machte. Der Office-Bursche, der den Kapitän bediente, besorgte mir das Abwaschen.

Die junge Frau war eine gebürtige Deutsche und seit zwei Jahren mit unserm schottischen Kapitän verheiratet. Sie schienen sehr glücklich zusammen zu leben, umsomehr, da sie zu seiner Freude recht couragiert war. So nahm er sie auf allen seinen Kreuzfahrten mit. Sie liebte die Jagd und das Seemannsleben und war auch fast die ganze Zeit im Seemannskostüm, in Beinkleidern und Jersey.

Am Abend war ich meist für ein bis zwei Stunden in der Kapitänskajüte, und hier spielten wir Schach oder Poker oder sonst etwas. Und wenn das Spiel aus war, erzählten wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse. Am meisten freute sich die Frau Kapitän, wenn ich von Lord Anglesy erzählte. Sie hatte in der letzten Zeit so viel über ihn gelesen. Auch von den Verhältnissen in Amerika mußte ich oft erzählen.

So vergingen unsere oft stürmischen Tage, einer nach dem andern, und wir hätten uns auf dem Lande nicht viel besser unterhalten können. —

Die erste Woche war schon vorüber, und wir hatten Kurs auf Nord-Island, welches wir, besseres Wetter vorausgesetzt, in einigen Tagen zu erreichen hofften.

Unser Schiff war eben nicht sehr schnell; kaum zehn Knoten vermochte es in der Stunde zurückzulegen. Dafür aber war es stark gebaut und konnte allen Stürmen trotzen.

Das hatten wir gleich am dritten Tage nach unserer Abreise erlebt. Einen solchen Sturm hatte ich all mein Lebtag noch nicht mitgemacht, trotz der vielen tausend Meilen, die ich schon über alle möglichen Meere gekreuzt war. Wir kamen aber mit heiler Haut davon.

Wir passierten denn auch die westliche Spitze Islands und fuhren nun dem nördlichen Eismeer zu.

Jetzt begann ein anderes Leben. Auf dem Schiff wurden sämtliche Rollen und Taue inspiziert, die Harpunengewehre — oder besser gesagt Kanonen — instand gesetzt, damit wir, falls sich, was ab und zu auch vorkommt, ein Walfisch so weit nach Süden verirrt haben sollte, losfeuern konnten.

So ging es vorwärts, der geheimnisvollen Nordlandwunderwelt entgegen.

Jetzt wurden auch die Kochherde aus dem Schiffsinnern hervorgeholt und auf Deck plaziert und festgeschraubt.

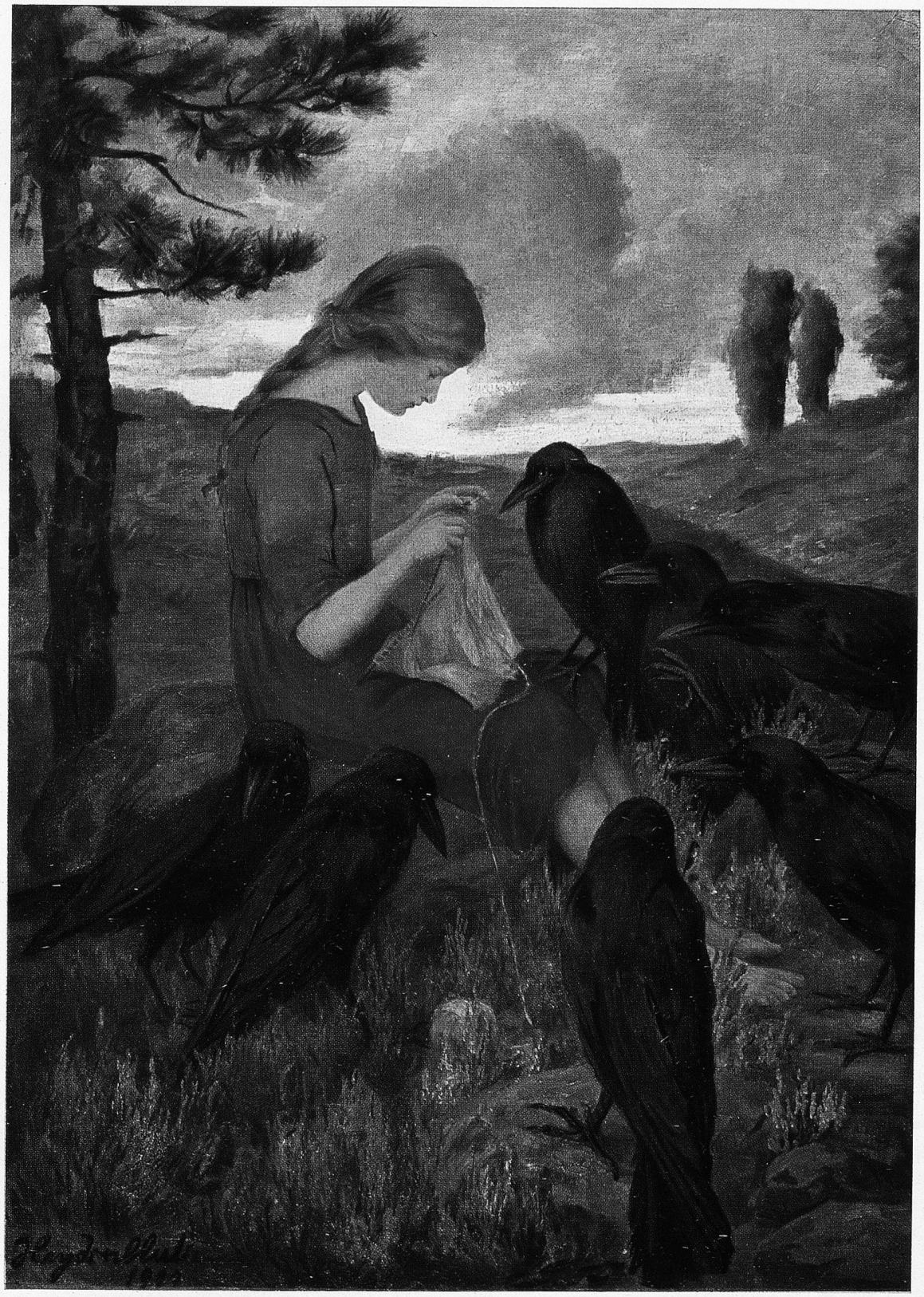
Alle diese Vorbereitungen gaben wieder Beschäftigung für manchen Tag.

Einer der Matrosen befand sich von nun an beständig im „Krähennest", wie die Ausguckstonne hoch oben am Vordermast genannt wird, um nach Tieren zu spähen. Ein anderer tat dasselbe am Hinterteil des Schiffes . . . .

Es mochte wohl über Mitte Juni sein, aber noch hatten wir keine Spur von Walfischen entdeckt. War das Jahr vielleicht doch nicht so günstig?

Unermüdlich arbeiteten die Maschinen, und ohne Anhalt furchte das Schiff die kalten Wasser und strebte mehr und mehr dem Norden zu.

Dort vorne, tief über dem Meeresrande, leuchtete die Mitternachtssonne. Wie ein Märchen aus alten Zeiten kamen die Erinnerungen an alles, was man früher etwa von dieser wunderbaren Naturerscheinung gehört hatte. Eine matte Schale aus Gold, so glänzte sie über dem endlosen Horizont und warf ihre Strahlen über das silberblaue Eismeer und in den blaugrünen Himmel hinauf. Sie bewegte sich immer rund über dem Horizont und verschwand nie. Am Mittag stand sie höher über dem Rand des Meeres, sank aber gegen diesen mit jedem Tag und in dem Maße, als wir weiter nach Norden kamen. Von Mitternacht zu Mitternacht aber stieg sie im Norden höher und höher.



Die 7 Raben. Nach einem Gemälde von Haydenblut.

Vierfarbenätzung von Brend'amour, Simhart & Co., München. Druck der Buchdruckerei Müller, Werder & Co., Zürich.

Das war der lange nordische Tag, der in diesen Breiten etwa vier Monate dauert.

Und immer ging es vorwärts und neuen Wundern entgegen.

Ganze Schwärme von Eissturmvögeln kamen von Norden her dem Schiff entgegen und suchten etwas Nahrung aus den Abfällen zu fischen. Einige ihrer waren so zutraulich, daß sie mir das Brot im Fluge aus der Hand nahmen.

Eines Tages wurde weit draußen Land sichtbar: Die Bäreninsel erhob sich aus dem Meere, ein weißschimmerndes Bergmassiv. Die wenigen Gipfel strahlten im Schnee, und zwischen ihnen schienen Gletscher zu liegen, grünlich schillernde Eismassen. Eine Erinnerung an meine Heimat zog durch meinen Sinn und stimmte mich für einen Augenblick nachdenklich und traurig.

Näher und näher kamen wir — zum zweiten Wunder, das ich nun von der arktischen Welt zu sehen bekam.

Die Bäreninsel ist bewohnt, nicht von Menschen, aber von unzähligen Vögeln, die hier im Sommer ihre Nester und Jungen haben. Hie und da landen hier kleine Dampfer mit Menschen, die die Berge und die Eintönigkeit bewundern oder etwelche Vögel erlegen wollen; denn es gibt unter den vielen Möven- und Alkenarten auch Schneegänse und Schneehühner.

Ab und zu löste sich eine hängende Eis- oder Schneemasse von der Unterlage los und bildete eine Lawine und stürzte mit Krachen ins Meer, das hoch aufspritzte und die Wellen bis her zu uns sandte, die sogar unser großes Schiff zum Schwanken brachten. Kleinern Schiffen können diese Wellen gewiß oft gefährlich werden.

Aber wir mußten weiter, wir ließen das Eiland hinter uns und fuhren direkt nach Norden und kamen an die Westküste Spitzbergens, in den Bellsund, dann in den Eisfjord bis in die Adventbay. Auch diese Gegenden sind von Vögeln bewohnt, die hoch oben in den Felsbändern ihre Nester und Brutstätten haben.

Wir kreuzten so vor der Westküste Spitzbergens zwischen Däneninsel und Bell-Sund, ohne unser Ziel, den Walfisch, auch nur einen Augenblick zu vergessen, aber auch ohne es nur zu erblicken. Der Teufel mußte die Wale geholt haben.

Mehrere Wochen so herumzusegeln, ohne etwas zu fangen, das war unserm Kapitän zu viel. Er entschloß sich, nach der Ostküste Spitzbergens zu fahren, um dort allenfalls bessere Resultate zu erzielen.

Die Eisverhältnisse schienen uns gegenwärtig die denkbar besten zu sein. Wir hatten keine großen Bedenken hinsichtlich des Nebels oder der Eisberge, und während der folgenden drei Tage, da wir schon Spitzbergens Südkap passiert hatten, konnten wir auch nichts Auffälliges bemerken. Wir wußten zwar, wie schnell sich in der Arktis die Eisverhältnisse verschieben und wie plötzlich sich beispielsweise gefährliche Nebelbänke bilden können.

Eines Morgens früh um fünf Uhr hörte ich den ersten Schuß der Harpunenkanone. Schnell eilte ich auf Deck, sah aber nur einen roten Streifen auf dem Wasser. Es war also geschehen: das erste Geschoß hatte sein Ziel nicht verfehlt. Fast mit Blitzesschnelle wickelte sich das Seil von der Spindel, und auch das Schiff kam in schnellere Fahrt. Schneller und schneller, gefährlich schnell rauschte es durch die eisigen Wasser — aber auf einmal war eine Wand vor uns. Entweder hatte sie sich eben gebildet, oder der Wal hatte uns an sie herangezogen. Jedenfalls bestand äußerste Gefahr; sofort wurde das Tau abgeschnitten, und das Schiff drehte ab, um nicht in den Nebel zu laufen. Aber es war zu spät: er kam mit einer solchen Wucht und Schnelligkeit auf uns zu, daß wir im nächsten Augenblick eingehüllt waren.

Glücklicherweise hatte ich noch nach rechts gesehen und, ehe wir gänzlich im Nebelmeer saßen, ganz in der Nähe Land bemerkt.

Auf einmal gab es einen gewaltigen Ruck, der mich mit solcher Wucht auf den Boden schleuderte, daß ich, wäre ich nicht auf einige Segeltuchballen gestürzt, jedenfalls bewußtlos liegen geblieben wäre. Im Nu war ich wieder auf den Beinen, und siehe da: das Schiff war auf einen schwimmenden Eisberg gestoßen[1]). Ein Stöhnen und Ächzen vom Heck her ließ mich vermuten, daß „Good Hope" leck gelaufen sei — und kaum nach einigen Sekunden gab es eine furchtbare Explosion im Maschinenraum, der gegen das Schiffshinterteil zu lag . . . . im gleichen Moment schwemmte mich eine Sturz-

[1]) Wenn Lüthy, was sich später auch bewahrheitete, in der Nähe Land gesehen hat, so ist es leicht möglich, daß das Schiff auf einer vorgelagerten Unterwasser-Klippe scheiterte. Der Eisberg kann trotzdem das Seine dazu beigetragen haben. Auch die Tatsache, daß das Wrack längere Zeit über Wasser lag, scheint für die Annahme zu sprechen, daß Untiefen, die in Spitzbergen immer felsig sind, der eigentliche Grund der Katastrophe waren.

welle über Bord, die mir vielleicht für den Augenblick der Explosion das Leben gerettet hat.

Da lag ich in den kalten Fluten, und ohne zu zögern oder die Besinnung zu verlieren, schaute ich mich um und sah einige Meter von mir entfernt einen Menschen auf dem Wasser liegen, der zwar mehr tot als lebendig schien .... Ein paar kräftige Stöße, und ich war neben dem scheinbar leblosen Körper der Kapitänsfrau.

Dicht neben ihr schwamm eine Holzplanke. Nach großen Anstrengungen gelang es mir, ihren Körper daraufzulegen. Die Kälte des Wassers hatte mich schon ziemlich steif gemacht, und schon glaubte ich, meine Kräfte würden mich verlassen. Aber dessenungeachtet arbeitete ich mich, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand das Brett vor mich herschiebend, dem Land entgegen, das ich auch nach furchtbarer Arbeit und gründlichem Zähnezusammenbeißen erreichte.

Seltsamerweise hatte sich der Nebel hier schon verzogen, und mir schien, ich sei auf einer Insel gestrandet.

Ich hob den immer noch leblosen Leib auf und trug ihn zu einem Felsblock in der Nähe des Strandes. Hier legte ich ihn nieder und begann, seine Arme zu bewegen. Ob ich dieses künstliche Atmen technisch richtig ausführte, weiß ich nicht. Jedenfalls bewegte ich ihre Arme und massierte die Herzgegend, und meine Wiederbelebungsversuche waren erfolgreich.

Sie schlug die Augen auf, jedoch nur für einige Sekunden, dann lag sie wiederum mit geschlossenen Augen da, aber ich hörte das Herz schlagen. Wie froh war ich da, wenigstens nicht allein gerettet zu sein!

Ich überzeugte mich noch einmal: ihr Herz schlug wahrhaftig, und ein leiser Atem bewegte ihre Brust. Ich dachte: Wenn ich nur Whisky hätte! Ich schaute hinter mich, das Schiff war teilweise noch über Wasser. Schnell entschloß ich mich, nach dem Wrack zurückzuschwimmen. War keiner der Gefährten mehr am Leben, so konnte ich doch dieses und jenes retten.

Eine Art Verzweiflung trieb mich vorwärts durch die Flut; diesmal hatte ich Zeit, meine Kleider zurückzulassen. So ging es viel besser; viel schneller kam ich beim Wrack an, über dessen Rumpf ich ein Tau herabhängen sah, an dem ich mich auf Deck zu ziehen vermochte.

Nichts rührte sich. Es war doch sonderbar, daß man kein Lebenszeichen vernahm. Nicht denkbar, daß wir beide allein am Leben geblieben waren. Ich stieg in die Küche hinunter. Überall lagen Trümmer umher. Verwüstung, Zerstörung überall.

In der Küche lag in einer Blutlache mein Mac Kenna, der Junge, der mir bei allen Arbeiten geholfen hatte. Er schien vom Sturz auf den Hinterkopf nur ohnmächtig geworden zu sein. Er hatte sich ein Loch in den Kopf geschlagen. Davon kam das Blut.

Ich sah mich um und griff freudig nach einer unversehrten Whiskyflasche. Ich flößte ihm einige Tropfen ein, und er seufzte auf, erschrak aber dermaßen vor mir, daß er fast noch einmal in Ohnmacht gefallen wäre. Mein Anblick war ihm schrecklich: meine ganze Haut war wie ein Feuerschein, war krebsrot geworden nach dem eiskalten Bade. Auf einen solchen Indianer-Adam war er nicht vorbereitet.

Nun aber ging ich flugs in meine Kabine und kleidete mich sehr warm an.

In der Zwischenzeit hatte sich mein Lebensgenosse etwas erholt, und er berichtete mir, er habe soeben im Schiffsvorderteil, im Raume, der sämtliche Taue, Leitern, Zelte und anderes Werkzeug enthält, eine schwache Stimme gehört.

Schnell gingen wir nach vorne und siehe, da war die Türe verrammt; eine Schiffsplanke war durch die Explosion zwischen die Wände geschleudert worden, ein unglücklicher Zufall hatte hier jemanden eingesperrt.

Unter nicht geringen Anstrengungen gelang es Mac Kenna und mir, die Türe aufzubringen, und wer war der Gefangene? Unser erster Matrose namens Jansen, ein Schwede. Er war zur Zeit der Katastrophe gerade damit beschäftigt, eine Strickleiter herauszuholen, und hier wurde er hingeschlagen, in eine Ecke geschleudert, und ehe er sich richtig zu besinnen vermocht hatte, erfolgte auch schon die Explosion und machte ihn zum Gefangenen.

Er dankte uns mit Freudentränen in den Augen, denn er hatte schon geglaubt, es sei aus mit ihm.

Wir stellten weitere Nachforschungen nach unsern Kameraden an. Aber seltsamer- und unglücklicherweise fanden wir niemanden. Die Sturzwoge, die Explosion oder Gott weiß welch anderes Ungeschick mochte die Unglücklichen vom Deck gespült oder vorher schon getötet haben. Wir konnten es nicht fassen, suchten, fanden aber niemanden.

Aber es hieß für uns, keine Zeit zu verlieren.

Denn das Wrack neigte sich schon langsam zur Seite[1]).

Wir fanden eines der Rettungsboote nicht allzu beschädigt und brachten es mit vereinten Kräften flott. Wir füllten es mit allen Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, die wir noch fanden, und ich freute mich im Stillen, so reichlich Munition mitgenommen zu haben; denn ich konnte mir ja denken, was uns beschieden war, wenn wir nicht noch in diesem überdies bald zu Ende gehenden Sommer gerettet werden sollten.

Wir verließen das Schiff mit der schweren Ladung. Ich sah von weitem die Frau Kapitän am Strande stehen und auf uns warten. Sie hatte sich also ganz erholt und keinen ernstlichen Schaden genommen.

Eine fieberhafte Tätigkeit begann.

Es galt auszuladen, was immer wir vermochten und was wir nur irgendwie verwenden konnten. Kaum hatte ich Zeit, an das zu denken, was ich früher als Knabe von Robinson gelesen hatte.

Wie Robinson kam ich mir vor, und was ich damals kaum für möglich gehalten hatte, war mir nun selbst widerfahren.

Wir retteten an Lebensmitteln, was wir vorfanden, und selbst Dinge, die allenfalls vom Wasser verdorben sein konnten, verschmähten wir nicht. Auch die Werkzeuge vergaßen wir nicht, und abermals war unser Boot zum Versinken voll. Wir konnten es wagen, mit solcher Last zu fahren, denn noch war das Wetter ruhig und die See glatt.

Der Weg war Gott sei Dank auch nicht sehr weit. Als ich schwimmen mußte, kam er mir dreimal so lang vor.

Kaum waren wir hundert Meter vom Wrack entfernt, als es sich bedenklich zur Seite neigte. Nun war es dem sichern Untergang geweiht.

Ein Westwind sprang auf, und wir waren froh, mit unserm Geretteten an den Strand zu stoßen.

Es mochte wohl über Mittag sein, und wir begannen mächtigen Hunger zu verspüren.

Mit großer Mühe konnten wir ein Feuer anzünden. Denn dürres Holz gab es hier nicht. Auf Spitzbergen wächst kein Holz. Aber es gab Treibholz, und wenn es auch feucht war, so brachten wir doch ein Feuer zuwege.

Wie froh waren wir über dieses Holz, das uns die Meeresströmung von Sibirien und Rußland herbeigetragen hatte!

Der Wind wurde von Stunde zu Stunde stärker, und Mac Kenna und ich machten uns daran, ein Zelt aufzuschlagen, in dem wir zunächst vor dem kalten Wind und dem vielleicht kommenden Regen Schutz finden konnten.

Inzwischen bereitete Frau Kapitän das Essen, und Jansen arbeitete auf dem Wrack, wo er sich mit den 100 Kilo schweren Mehlfässern zu schaffen machte.

Wir stellten unsere Waren nun ganz nahe zusammen und stapelten sie auf und deckten das Ganze mit einem Zelttuch. So war alles gegen Wind und Nässe geschützt.

Auf dem Wrack war nichts mehr zu holen, als Brennmaterial von ihm selbst. —

Der Tag ging vorbei, aber keiner würde es geglaubt haben, wenn er nicht wieder Hunger verspürt hätte. Ja, es war schon abends 9 Uhr, aber es war ebenso hell wie morgens 9 Uhr.

Das war noch immer der nordische Sommer, der hier Ende August aufhört, in dem Augenblick, da die Sonne im Norden wieder zu verschwinden beginnt, erst nur ganz kurze Zeit, dann immer länger und länger, bis sie im November auch im Süden nicht mehr über den Horizont steigt und die arktische Nacht beginnt, die auch vier Monate dauert.

Unser Zelt war nun auch fertig eingerichtet. Es sollte uns dienen, bis wir eine kleine Hütte bauen konnten.

Selten hatte uns ein Nachtessen so gemundet, wie heute. Und nachdem ich noch zwei mächtige Klötze auf das Feuer gelegt hatte, um es bis am Morgen zu unterhalten und anderes Holz zu trocknen, begaben wir vier uns zur Ruhe. In einer Ecke des Zeltes hatte ich eine Art Gardine gemacht, hinter der die Frau Kapitän sich niederlegte . . . .

Alles schlief schon, aber ich blieb noch lange wach mit düstern Gedanken. Wenn wir nur nicht den ganzen Sommer oder gar den ganzen schrecklichen Winter über hier bleiben müssen, dachte ich, den Winter, der so gefährlich ist, mehr der Polar-Krankheit als der Kälte wegen. Wie das gelbe Fieber schleicht sich diese Krankheit ein[1]) . . . .

[1]) Wahrscheinlich zunächst infolge eintretender Ebbe.

[1]) Der Tagebuchschreiber meint den Scharbock, den Skorbut, und nennt ihn ganz richtig: Polar-Krankheit, die man auch die arktische Schlafkrankheit nennen könnte.

Am Morgen stand ich schon früh auf und hatte schon Tee und grillierte Kippers (Würste) aufgetischt, als die andern hervorgekrochen kamen. Mac Kenna meinte lächelnd: „Gerade, wie wenn ich zu Hause bei der Mutter wäre . . . .“

Kurz nach dem Frühstück sagte ich zu meinen Lebensgefährten: „Wir wollen doch einmal über unsere Situation beraten.“

Alle stimmten zu — und ernannten mich zum Vorsitzenden im Rate.

Ich schlug vor, den Berg vor uns einmal zu besteigen, um auf dessen Höhe eine Stange mit Tuch aufzustellen, ein Notsignal, falls ein Schiff in der Nähe vorbeifahren sollte. Dann erst könnte unsere Rettung als gesichert gelten.

Damit waren alle einverstanden.

Dann sagte die Frau Kapitän: „Liebe Lebensgefährten, da wir nun einmal so enge zusammen, gleichsam als Familie leben müssen und nicht wissen, wie lange, so wollen wir uns doch nicht mehr mit Herr und Frau anreden, sondern mit unsern Vornamen. Ich denke, ihr werdet einverstanden sein. Alice heiße ich.“

Wir reichten uns alle vier die Hand, und wie aus einem Munde kamen die verschiedenen Namen: Alice, Walter, Nils und Walter. Mac Kenna hieß nämlich eigentlich Walter. Aber schon auf dem Schiffe hatte ich ihn mit Mac gerufen. Dieser Name wurde beibehalten.

Wir gelobten uns auch, uns gegenseitig in allem zu helfen und einander beizustehen und Freud und Leid miteinander zu teilen.

Ich wollte aufbrechen, um meinen Vorschlag in Tat umzusetzen. Aber die andern riefen: „Wie sollen wir uns inzwischen nützlich machen?“

Ich war schon mit einem Vorschlag bereit und sagte: „Ihr könnt dem Strand entlang Treibholz sammeln zu Bau- und Brennmaterial.“

Sie machten sich sogleich an die Arbeit; aber Alice wollte mit mir kommen und mir das Werkzeug tragen helfen.

Ich lud mir eine Stange und einen Spaten auf und gab Alice ein Gewehr und einen Rucksack, in dem wir etwas Essen mittrugen, denn bis zu unserer Rückkehr konnten etliche Stunden verstreichen.

Wir waren noch nicht weit weg vom Zelt, als wir bemerkten, daß der nächtliche Sturm das Schiff vom Eisberge gelöst hatte, so daß es wohl gesunken war.

Nach einer guten Stunde hatten wir den Gipfel des Berges erreicht.

Es kostete einige Mühe, das Notsignal aufzustellen, denn einen Spatenstich tief war die Erde noch steinhart gefroren.

Wir schritten den westlichen Hang hinunter, dem Meere zu, um die Lage und Art unserer Insel, die von dieser Höhe aus schon eher ein Festland zu sein schien, etwas näher zu erforschen.

Am Strande drunten wandten wir uns in nördlicher Richtung, um auf diesem Wege wieder zu unserm Lager zurück zu kommen.

Wir kamen an eine Stelle, wo das Land in Form einer ziemlich hohen Felswand einen Ausläufer ins Meer hinaus bildet. So mußten wir einen zweiten Berg ersteigen, damit wir unsern Gang auf der andern Seite fortsetzen konnten.

Als wir auf dem Gipfel, der eigentlich eine Ebene bildete, anlangten, erlebten wir Wunder, die uns später zum Lebensretter wurden: erstens sahen wir unzählig viele Vögel, die ihre Nester und Jungen hier oben hatten. Unter ihnen befanden sich viele wilde Gänse[1]), die sich später als sehr nahrhaft und schmackhaft erwiesen. Zweitens fanden wir noch eine Menge Eier und brachten auch einen Sack voll mit nach Hause. Ferner fanden wir auf der andern Seite eine Masse Überreste der „Good Hope“ an den Strand geschwemmt, Bretter, Wolldecken, Segeltücher, Stricke, Kübel, ja, auch ein kleines Wasserschiff, das ich am Abend vor der Katastrophe auf Deck hatte stehen lassen.

Höchst zufrieden mit unsern Entdeckungen strebten wir schleunigst unserm Zelte zu, um die Schätze noch am heutigen Tage zu bergen.

Sofort wurde das Boot ins Wasser gestoßen, und nach kaum einer halben Stunde waren wir an Ort und Stelle und verluden unsern Fund. Aber wir mußten zweimal fahren, und der Tag schritt vor.

Eine leichte Dämmerung trat ein, und wir waren alle müde von schwerer Arbeit und obendrein hungrig. Aber wir waren Gott sei Dank in der Lage, beidem abzuhelfen.

Ein ganz beträchtlicher Haufen Treibholzes

---

[1]) Der Lage und der Zeit nach handelt es sich in der Hauptsache um Eiderenten und deren Eier, ferner um Alken und Lummen. Einige dieser Vögel brüten zwei Mal des Sommers, besonders, wenn ihnen die ersten Eier durch Füchse oder Menschen genommen worden sind.

lag nun schon auf dem Trockenen. Es ist immer besser, früh genug für alles mögliche zu sorgen, als später Not zu leiden.

Auch heute legten wir uns früh schlafen, und abermals ließen mich meine trüben Gedanken nicht schlummern, und ich sann nach, was alles noch zu tun sei. Es wäre ja gerade ein Wunder, wenn jetzt noch ein Walfänger hier vorbeifahren würde, da sie ja ziemlich selten an die Ostküste kommen . . . (Fortsetzung folgt.)

Sonnengoldner Herbstestag.

Sonnengoldner Herbstestag
Schreitet sanft durch Wald und Hag.
Und auf jedem Schritt
Schreitet leis der Friede mit.

Aus mild leuchtendem Gewand
Hebt er seine weiße Hand,
Segnet still
Erde, die da schlafen will.

Auf friedenloser Augen Schein
Breitet er die Hände sein.
Eh gedacht,
Überkommt sie Schlummer sacht.

Albert Geiger.

Die sieben Raben.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich's auch wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen. Die Freude war groß, aber das Kind war schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Der Vater schickte einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen. Die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Als sie immer nicht zurückkamen, ward der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiß haben sie's wieder über einem Spiel vergessen, die gottlosen Jungen." Es ward ihm angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und im Ärger rief er: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden." Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tag schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis, und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich, als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst, und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch." Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder."